



58

Mühlviertler Heimatblätter



Zeitschrift der Mühlviertler Künstlergilde im Oö. Volksbildungswerk

7. Jahrgang 1967 11/12

Inhalt

Rudolf Pfann	Friedrich Schober (186)
Rudolf Pfann	Und es begab sich . . . (188)
SR. Prof. Dr. Herbert Grau	Hochschule und Erwachsenenbildung (Fortsetzung und Schluß) (191)
Siegfried Torggler	Die Spinne (195)
Fritz Huemer-Kreiner	Allerlei Lustiges aus dem Waldlande (202)
Kons. Anton Mitmannsgruber, Hilm - Kematen	Waldbrände um Liebenau (204)
***	Zehn Merksätze für die Mundartdichtung (204)
Sepp Wallner	Mittleres Mühlviertel als Wander- und Erholungsland (206)
Leopold Wandl	Mei(n) Freid in Advent (207)
Hermann Haiböck	Die Pestsäule in Weitersfelden (208)
Rudolf Pfann	In memoriam Dr. Franz Schnophagen (209)
Dr. Otto Guem, Mauthausen	Den letzten Weg gehst Du allein (209)
VD. Adelheid Längle, Haslach	Alte Hütturufe (210)
Manfred Tuscher	Helmut Hilpert (211)
Dr. Josef Laßl	Gefangenschaft und die Stimme des Menschen (212)
Friedrich Schober	Die Donaubrücke bei Grein (214)
Dr. Hertha Schober-Awecker	Ein ganz gewöhnliches Feld (215)
Rudolfine Fellinger, Grein	Die Schirmverkäuferin (215)
Stefanie Zobernig, Mauten (Kärnten)	Gedanken zur Weihnacht (216)
Steff Steiner, Zwettl a. d. Rodl	Das Dorf wächst unentwegt (216)
***	Buchbesprechungen (217)

Bilder

Dr. Erich Widder	58) Ardagger, Detail des Margaretenfensters, aus: Donaubrücke Grein, 1967, S. 48 (Titelbild)
Prof. Josef Schnetzer	59) Friedrich Schober, Feder, 1967 (187)
Franz Glaubacker	60) Freiwilliger Helfer, Feder, 1967 (189)
Museum der Stadt Linz, Lichtbildstelle	61) Diskussionsplatz im Hof der Hochschule Auhof, aus: „Hochschule Linz“, 1966, S. 154 (193)
Museum der Stadt Linz, Lichtbildstelle	62) Gedeckte Passage an der Südseite des Institutstraktes der Hochschule Auhof, aus: „Hochschule“, S. 156 (197)
G. M. Vischer	63) Umgebung von Liebenau, Stich, 1667, aus: A. Mitmannsgruber, Liebenau, 1952, T. 8 (205)
Hermann Haiböck	64) Pestsäule in Weitersfelden, Foto (208)
VD. Adelheid Längle, Haslach	65) Alte Hütturufe (210)
Hermann Haiböck	66) Helmut-Hilpert-Gedenktafel, Foto (211)

Mühlviertler Heimatblätter

Eigentümer, Herausgeber und Verleger

Schriftleiter

Für den Inhalt verantwortlich

Redaktion und Verwaltung

Bankverbindung

Klischees

Druck

Redaktionsschluß für die
Nummer 1/2-1968

Zeitschrift für Kunst, Kultur, Heimatpflege, Fremdenverkehr und Wirtschaft

Mühlviertler Künstlergilde im ÖÖ. Volksbildungswerk

Rudolf Pfann

Dr. Hertha Schober-Awecker, Linz-Urfahr, Halbgasse 4/II

Linz-Urfahr, Halbgasse 4/II, Tel. 319574

Allgem. Sparkasse Linz, Konto 11.352

F. Krammer, Linz, Klammstraße 3

Amon & Co., Linz, Beethovenstraße 27

31. Dezember 1967

Für unverlangt eingesendete Manuskripte übernimmt die Schriftleitung keine Haftung. Nachdruck nur mit Bewilligung der Redaktion und des Autors gestattet. Durch die Veröffentlichung eines Beitrages ist der Standpunkt der Schriftleitung in keiner Weise festgelegt.

Jahresbezug

S 70,- (mit Postzustellung)

Gefangenschaft und die Stimme des Menschen

Von Josef Laßl

„Ich weiß, nur ein unbändiger Optimismus und ein nicht weniger starker Glaube können sich noch behaupten für die kommenden Jahre. Mir ist jetzt eine Welt zum Erlebnis geworden, die ich vorher nicht gekannt habe... Wir werden als andere Menschen heimkommen – wie anders, das weiß ich nicht, aber jedenfalls anders, nüchterner und mit weniger Illusionen. Manches ist zusammengebrochen, was nicht den Stempel der Ehrlichkeit und Echtheit trägt. Wir sind wieder Ringende und Suchende.“

So schrieb der Österreicher Kaspar Zott, der nicht mehr heimkehrte, aber sein Zeugnis ist aufbewahrt in der Sammlung „Die Stimme des Menschen“ (Briefe und Aufzeichnungen aus der ganzen Welt in den Jahren 1939 bis 1945). Der Herausgeber, Hans Walter Bähr, hat darin noch andere Dokumente schicksalsschwersten Da-seins aufbewahrt, er hat aus den Millionen Einzelstimmen aller Länder der Erde gewählt, um in einer einmaligen Zusammenschau von der Bewährung des Menschen zu berichten, wozu bis jetzt noch keines Dichters Werk ausgereicht hat. Über Nationen und Konfessionen hinweg erhebt sich zeitlos die Wirklichkeit der Zeit als furchtbare Wahrheit, über die 1949 ein ungenannter russischer Priester als Kriegsdeportierter geschrieben hat: „Ich meine, daß es keine andere Krönung der Seele als die mit der Krone aus Dornen gibt... und das ist Erkönigung: Verbindung von Ohnmacht zu Ohnmacht, hilfloses Einander-gegenüber-Sein, bar jeden Wortes und jeder Erklärung, wenn nur

dies noch gilt: Den Herzen gehorchen, die Hände rühren, im Liebestod einfach sein.“

Diese Sätze bedeuten: Gefangenschaft, unverschuldet und gleichgültig wo, ist nicht zu messen an den Opfern und Leiden, und wären sie noch so groß, sondern was diese Opfer und Leiden Fruchtbare bewirkt hatten. Blättern wir also einmal in gehüteten Briefen und Tagebuchnotizen von damals nach, um die Fülle der Zeitgenossenschaft in ihrer Tiefe und Weite auf Bleibendes auszuloten.

Unsere Vergangenheit heißt: Flucht, Lager, Krieg, Gefangenschaft, Luftschutzkeller, Austriebung, Treck, Tod, Heimkehr. Die Frage nach Siegern und Besiegten ist müßig. Die Unterscheidung von Verfolgern und Verfolgten verwischt sich im Sinne Franz Werfels: „Die einzige Überlegenheit des Verfolgten ist es, nicht der Verfolger zu sein“ oder wie es Edzard Schaper formuliert hat: „Die Ohnmacht des Mächtigen und die Macht des Ohnmächtigen.“ Die Schatten des Unterganges breiten sich über die Papiere, auf die in kritzelnder Schrift irgendwo in einem Konzentrationslager oder im Schützengraben, in einem lichtlosen Hinterhofe oder in einem vornehmen Hause, in einem Erdbunker oder in einem Luftschutzkeller, hinter Stacheldraht oder in geteilter Freiheit an einen Freund, eine Frau, an eine Geliebte, an eine Mutter, an einen Vater oder an einen Sohn geschrieben wurde. Es wiegt wenig, ob es sich um Aussprachen zu zweien oder um ein Selbstgespräch handelt: immer sind es kostbare Worte, die die Seele bewegen und die Seele bewegt machen, dabei ist die Sprache und das Land gleichgültig, wenn die Stimme des Menschen er tönt.

Manchmal klingt die Stimme des Menschen ganz einfach, aber sie ist von der Rechtschreibung des Herzens diktiert: „Wenn ich Ihnen, verehrte Frau, das Bild Ihres Mannes zu zeichnen versuche, so seien Sie versichert, daß ich dazu sowohl mit der Unbedingtheit jener gemeinsamen großen Stunden, als auch aus der Verpflichtung mir selbst gegenüber die schmerzhafte Berechtigung erfülle, denn ich habe Ihren Mann verehrt wie einen Vater und geliebt wie einen Freund.“ Kann es eine stärkere Autorisierung geben, die letzte Pflicht zu erfüllen, weil der eine das Glück hatte, heimkehren zu dürfen, indes der andere zurückgehalten wurde im Ungewissen einer Hoffnung, an die glauben zu können er die Kraft fand, sein Vegetieren als

Leben zu bestehen. Denn der Heimgekehrte schreibt stellvertretend für den Zurückgehaltenen: „So ist diese Korrespondenz, die seine Hilfe sein soll, sein großer und letzter Wunsch an mich. Ich trage mit meinem Munde alle seine Worte zu Ihnen und bitte um die Bereitschaft, daß sie gehört werden, damit sein Bild unlösbar in Ihnen flamme, denn es ist wesentlich zu wissen, daß die Wahl der Bilder sowie der Worte, durch die unmenschliche Zensur beim Schreiben aus der Gefangenschaft einer harten und engen Begrenzung unterliegen, ja oftmals Zugeständnisse gemacht werden müssen, damit der kleine Teil des Wesentlichen den Empfänger überhaupt erreicht.“

So muß der öde Alltag herhalten, um den verschlungenen Wegen in der Vorstellung phantasierender Nächte jene Pausen zu geben, die die Erinnerung braucht, um das Gemeinsame schmerzlich nachzulesen. Doch da ist keine Stelle, die den Schreiber nicht zu letzten Wahrhaftigkeit durchglühte und den Empfänger nicht zur äußersten Hingabe zwänge. Das ist die Grenzsituation des Gefangenengen und des auf ihn Wartenden, aus der heraus die Geburt einer neuen Dichtung interpretiert werden muß, die die zweite Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts literarisch kennzeichnet. Hans-Ferdinand Döbler hat die gereimten Zeilen so aus seiner Seele geworfen:

Soviele Worte schrie ich in die Nacht,
nun bin ich nicht mehr heilbar, schwarz und
blind,
wie die vom Blitz geschlagenen Bäume sind,
zerrissnes Herz, aus dem das Wesen rinnt,
ein Krug, aus allzu sprödem Ton gemacht.
Ich ging im Traum die Häuserwand entlang,
aus deren Kellern dumpfes Stöhnen drang,
weil an die Türen einer schlug und sang!

Um den Grund aller dieser Gefühlsergüsse, die später dann die schöne Ordnung des Reimers fanden, genügend zu charakterisieren, muß nach einer Symbolgestalt für jene Nacht- und Nebelwelt gesucht werden. Längst vor dem Zusammenbruch hat Ernst Jünger gemeint, der große Roman unserer Zeit werde ein Roman aus dem Gefangenschaftslager sein. Diese Behauptung gilt weiter, auch wenn der Beweis noch fehlt. Aber historisch betrachtet darf gesagt werden: in den Katastrophen der Weltgeschichte deckte sich der Ort der tiefsten Leidens mit dem Ursprung großer Dichtung. Das ist natürlich, weil mit dem gestaltenden Wort

der Mensch aufs würdigste versucht, eine Antwort auf das Rätsel des Bösen zu geben.

Wenn wir uns nach der Symbolgestalt umschauen, die Sinn und Wert der Gefangenschaft als Hörbarwerdung der Stimme des Menschen dokumentiert, so könnte es die biblische Figur Lazarus sein. „Bis heute haben wir über die Lager nur pathetische Zeugnisse gehört“, schreibt der französische Dichter Jean Cayrol, der 1942 in Mauthausen zum Tode verurteilt, dann zur Strafkolonie in den Steinbruch begnadigt, die lazarenische Magie in der modernen Literatur entdeckt hat. Mit Lazarus fällt jeder falsche Heroismus ab. Die Schwären seines Leibes wurden von Ungeziefer und vom Eiter gefressen. Er steht nackt und bloß in seiner Schwäche und Not vor uns. Nichts Falsches glorifiziert ihn. Am Stückwerk des übriggeblie-

Die Problematik der heutigen Vielfalt an Kunstpreisen, ob es sich nun um Anerkennungs- oder Förderungspreise, um Plaketten, Medaillen oder Ringe handelt, wird von einschlägigen Stellen von Zeit zu Zeit äußerst lebhaft diskutiert. Vor kurzem befäte sich auch das Fernsehen in eindringlicher Weise damit und folgte dabei – ohne den Wert des Berichterstattens und des Berichteten schmäler zu wollen – sehr stark einem Kapitel aus dem Buch

Josef Laßl, *Dichtung und Gesellschaft. Aufsätze zur Literatursoziologie*, Rudolf Trauner Verlag, Linz, 1968, 160 Seiten, brosch., S 48.–.

Doch nicht nur dieses aktuelle Thema behandelt der Verfasser in seinem Werk. Er verfolgt die moderne Dichtkunst zu ihren Anfängen Ende des 19. Jh. und zeigt ihre Entwicklung bis in unser Jahrzehnt hinauf; eine Entwicklung, die mehr denn je vorher, bedingt war durch die äußeren Umstände, durch die gesellschaftlichen Umschichtungen, die Kriege, die in ihrer künstlerischen Auswirkung stets äußerst beeindruckend waren – ob nun in positivem oder negativem Sinn –, die technischen Errungenschaften, die immer mehr überhandnehmende innere Leere des modernen Menschen und die politischen Wandlungen. Wenn man auch denken möchte, daß zwei derart divergierende Pole wie Dichtkunst und Politik nichts gemeinsam haben können, so weist doch die Geschichte das Gegenteil. Schon die französische Revolution wurde von den Schriftstellern für die Soldaten reif gemacht und bis heute bedient sich jedes Regime der Dichter und viele Dichter wiederum werden durch Weltanschauungen zum Schaffen angeregt oder, was künstlerisch weniger wertvoll ist, sehen ihren Vorteil darin, einer Regierung mit ihrer Kunst zu dienen.

Es werden in diesem Buche viele Zusammenhänge aufgedeckt, die man nicht ahnte oder nicht beachtet. Es wird ausgesprochen, was man oft unbewußt spürte, aber nicht in Worte zu fassen vermochte. Es wird Verständnis angeboten und es werden Mißstände gezeigt. Es wurden Gedanken niedergeschrieben, die die Welt verbessern könnten, wenn sie sich ließe.

Das Buch ist keineswegs leichte Lektüre, viele Absätze wollen langsam genossen und gut gekaut werden, viele allerdings sind auch in journalistisch leichtem Stil geplaudert. In manchen schockiert er mit Freude, aus jedem aber spürt man das ungeheure Wissen dieses Mannes, für den jeder der vielen Namen, die er nennt, Gestalt angenommen haben in Ihren Werken. Laßl bietet hier ein sicher oft subjektives Weltbild der modernen Dichtung an, ein Weltbild, zu dem aber jeder Literatur-Interessierte wenigstens für sich Stellung nehmen sollte.

Dr. H. Sch.-A.

benen Lebens, das er stundenweise von Suppe zu Suppe schleppt, ist er nur noch parasitär beteiligt. Die Wirklichkeit kehrt als schöner Traum wieder. Darum singt im Militärgefängnis von Vichy der zur Einzelhaft verurteilte Jean Cassou:

Trink diese Schale Dunkelheit und schlafe lind!
Wir heben all dein Elend in uns auf voll Trauer
und tragen es zu Gärten, wo die Toten sind,
derweilen du, als Wandlerin der Nacht, im Schauer,
wie nie ein Wesen gleitest durch das Tor der Mauer.
Die Myrthe pflückst du von dem Goldzweig zum Gebind.
Dich leiten in der nur noch kurzen nächtigen Dauer
ihr und der roten Anemone Glanz geschwind
zu Ufern wahren Lebens, reinerer Vollendung.
Dort sind mit Schreck und Macht gewiß der Träume Sendung.
Im morgendlichen Blau des Tags, der ewig sei,
erblickst du, heile Seele, alle die
einander die Hände reichen; siehst sie, jene drei,
die großen Schwestern: Liebe, Freiheit, Poesie.

Eine verlorene Märchenprovinz dehnt sich vor dem sinnlich blinden Auge als Glanz einer Überwelt für den Gefangenen. Eine geistige Trunkenheit bemächtigt sich des Ausgesetzten,

so daß er in dem Augenblick, da er sich am elendsten fühlen muß, den alten Apfelbaum seines heimatlichen Gartens schaut. Der Schlaf ist eine Art kostbaren Reliquienschreins.

Die lazarenische Magie kann sich in einer Literatur, die sich vom faulen Zauber der Vergessenheit nährt, nicht anders behaupten, als die Echtheit in der Frivolität und das Erbarmen im Mitleidlosen. Wenn wir also die Überwindung der Gefangenschaft als das Lobsingen der menschlichen Stimme deuten, die sich über den Abgründen empor schwingt, so lernen wir dabei das Hoffen als das Auferstehen aus einer Hölle, die bis dahin niemand kannte und bereits heute kaum jemand noch für möglich erachtet, denn die Sattheit hat uns erneut mit Blindheit geschlagen.

Die Zunahme der eschatologischen Dichtung ist nicht eine Wegnahme des Menschlichen, denn wir bedürfen — um uns noch einmal auf Jean Cayrol zu beziehen — mehr denn je der Schriftsteller des öffentlichen Heils. Sie wären ohne den Glauben an das Künftige nichts, denn das Leben hat eine ungenannte russische Dolmetscherin, die in sibirischen Gefangenengelagern lebte und nach 1945 dort gestorben ist, mit diesen Zeilen besungen:

Aber der Abgründe süßesten / fürchten wir nimmer.
Stürzen uns / in ihn hinein, / mit den Seufzern
des Blutes. / Glocken sind dort, / wir wissen's,/ und grüne Gewölbe, / und / im Echo des Schluchzens / antwortet der Engel.

Die Donaubrücke bei Grein

wurde am 24. September 1967 dem Verkehr übergeben. Dieser Festakt setzte den Schlußpunkt an ein Planen und Bemühen, das seit fast hundert Jahren diese Stadt und eine große Zahl von umliegenden Gemeinden immer wieder beschäftigt hat. Eine Novellierung zum Bundesstraßengesetz brachte am 12. April 1964 endlich die Wende; die Weiterführung der Ardagger Bundesstraße bis zur Mauthausener Bundesstraße wurde beschlossen, und diese Trassierung bedingte den Bau der Donaubrücke. Am 13. Dezember 1964 nahm der damalige Staatssekretär Dr. Kotzina den ersten Spatenstich vor. Das östliche Mühl- und westliche Waldviertel haben nun eine direkte, von Witterungseinflüssen nicht mehr beeinflußte Verbindung zum Gebiet Ardagger-Amstetten. Die zur Brückeneröffnung herausgegebene Festschrift des Amtes der oberösterreichischen Landesregierung bringt neben rein technischen Beiträgen über den Brückenbau auch geschichtliche und kulturgeographische Aufsätze über den Strudengau (Dr. Otto Witzel, Der Strudengau — eine kulturgeographische Skizze; Dr. Hertha Schaber-Awecker, Donau und Grein — ein geschichtlicher Überblick). Unser Titelbild ist diesem Buch entnommen. F. Sch.